

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 152 (1873)

Artikel: Der verhängnisvolle Christabend
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373570>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der verhängnißvolle Christabend.

Ja, es war Christabend und die Witwe hatte ihren Kleinen nichts zu bescheeren! Noch nie war ihre Armut, ihre Verlassenheit ihr so bitter gewesen. Sie drückte die brennende Stirn gegen die Scheiben des kleinen Fensters und starrte mit glühenden, thränenlosen Augen hinab auf die Straße, wo noch alles in geschäftiger Bewegung hin und her wogte. Den ganzen Tag hatten ihre Gedanken sich gequält, ob sie denn nichts, gar nichts mehr habe, mehr beschaffen könne, um doch die Kinder nicht ganz leer ausgehen zu lassen am heiligen Abend. Aber nein — sie wußte es ja auch, daß sie ihnen nichts geben könne, sie hatte es sich schon lang vorher ja immer selber vorgesagt, warum denn wieder von neuem dies Sinnen, dies Grübeln und diese Qual? Hatte sie ihnen doch so oft schon etwas versagen müssen, woran sie früher gewohnt waren und sie hatten sich stets so geduldig darein gefügt — würden sie sich nicht auch jetzt beruhigen lassen? Und es waren ja auch nur die beiden kleinen Mädchen — Karl war schon so groß und vernünftig — er wußte, was es mit dem Christkindchen für ein Bewandniß hatte und er wußte auch, wie arm die Mutter jetzt war. — Es wurde dunkler und dunkler. Der schwache Schein des kleinen Ofens, der in der Stube stand, war die einzige Beleuchtung, die das Zimmer erhellte. Auf einem hölzernen Schemelchen davor saß ein Mädchen von etwa 6 Jahren und auf dem Boden neben ihr kauerte das Jüngste und horchte begierig den Erzählungen der verständigeren Schwester, die halb laut zu ihr sprach. „Hast du das Christkindchen schon gesehen?“ frug die Kleinste jetzt ernsthaft. „Nein, o nein! man sieht es nie; es kommt, wenn wir schlafen und bringt die Englein mit, die tragen das Bäumchen und die Lichterchen und goldene Äpfel und Nüsse“ — „o, o! unterbrach die Kleine, in die Händchen klatschend, wie schön, wie schön! laß uns gleich schlafen, dann kommt es!“ — — Der Mutter schnitt jedes Wort durchs Herz. Ach ja! Die Englein und die Lichtlein! Der schönste Traum der Kindheit war es, der den Kleinen so früh verschwinden sollte! Und das arme Weib fühlte es tief, ohne darüber nachzudenken, was ihnen

damit genommen würde. Nein, sie konnte es nicht — das konnte sie nicht übers Herz bringen, daß sie nichts haben sollten — sie mußten etwas haben. Und sie gieng in die Nebenstube und zog die Schubfächer ihrer Kommode auf. Schon wieder! Wie oft hatte sie es ja heute schon gethan und sie jedesmal seufzend wieder geschlossen, daß sie auch gar nichts mehr darin fand aus einer früheren, besseren Zeit! Aber daran dachte sie jetzt nicht mehr; hastig wühlte sie alles um — ihre Wangen glühten — der Kopf brannte ihr wie im Fieber. Und sie fand nichts! — Wie konnte sie auch? Hatte sie nicht vor und nach alles weggetragen und verkauft, da ihr Mann so lange krank lag? Nun war er todt und sie hatte 3 Kinder, die sie jetzt durch ihrer Hände Arbeit erhalten mußte. Sie wusch und bügelte oft halbe Nächte lang; aber es wollte doch nicht immer reichen. Karl hatte sie zu einem Bäcker in die Lehre gethan und er war fleißig und anstellig, so daß sein Meister stets zufrieden war. Er war jetzt 12 Jahre alt und liebte seine Mutter über alles. Wenn er abends nach Hause kam, dann erzählte er ihr, was er wußte und denken konnte, um sie aufzuheitern. Und all seine Träume und Pläne gipfelten in dem einen Gedanken: Wenn ich nur einmal Geld verdienen kann, daß die Mutter nicht mehr so arbeiten und darben muß! — — Wo er jetzt bleiben mochte? Er hatte heute den Abend frei und konnte nun hier sein. Sie gieng zu den Kindern zurück. Eine unsägliche Unruhe bemächtigte sich ihrer. „Gieb gut Acht, Anchen,“ sagte sie, „ich muß noch in die Nachbarschaft einen Ausgang thun; gleich bin ich wieder bei euch!“ Damit schlug sie ihr Tuch um und eilte die Treppe hinab. Die Kinder fürchteten sich sonst, im Dunkeln allein zu bleiben — aber heute dachten sie nicht daran, daß sie ohne Lampe gelassen waren, denn ihre Phantasie hatte die arme Stube mit einem magischen, rothigen Schein übergossen, in dem sie Engelschwingen und Tannengrün und goldene und silberne Fähnchen flattern sahen. Sie schmiegt sich nur unwillkürlich enger aneinander und flüsterten leiser zusammen, da sie allein waren. Unten aber irrte die Mutter über die Straße. Dort vor dem

hellerleuchteten Bäckerladen bleibt sie stehen und lugt durch das Glas hinein. Es ist jaust niemand zum Kaufen da; um so eher kann sie es wagen, einzutreten und mit der Madame zu reden, die sie kennt, da sie ihre Hauben und Krägen plättet. Sie hat noch nie geborgt — eine brennende Röthe stieg auf ihre Wangen, da sie eintrat und schüchtern ihre Bitte vortrug. Sie wollte nur ein wenig nehmen für die Kinder — meinte sie, und würde es bald abverdient haben. Aber die Frau runzelte die Stirn. „Da würde ich Euch später wohl nachschicken müssen, um meine Sachen zu bekommen, wenn sie im voraus bezahlt wären. Nein, gute Frau, laßt Euch das vergehen. Ihr solltet Eure Kinder nicht so verwöhnen mit Christbescheerungen; das ist was für reiche Leute.“ Ein Herr trat in den Laden und sein Erscheinen schnitt der Frau die Rede ab. Ein Dienstmann mit einem leeren Korb kam hinter ihm herein. Die Ladenbesitzerin gieng ihm entgegen und fragte verbindlich nach seinen Befehlen. Die Arme schlich mit dem verwundeten Herzen, mit dem gekränkten Muttergefühl hinaus. Mechanisch blieb sie noch einmal vor den hellen Scheiben stehen, die Kuchenmänner und all das verschieden geformte Backwerk zu betrachten, das an den Schaufenstern Wochen lang vor Weihnachten schon den Gaumen der Kinder reizt und ihnen erzählt, daß es bald Christfest wird. Sie sah, wie der leere Korb des Dienstmanns sich mit Festkuchen füllte, wie die Frau freundlich lächelnd blanke Thaler dafür in Empfang nahm, o, hätte sie einen davon! Erst als der Mann den Korb auf die Schulter nahm und sich zum Weggehen anschickte, schrak sie auf und eilte, um den Hinaustretenden nicht mehr zu begegnen, um die nächste Ecke. Sie befand sich in einer dunkeln Seitengasse allein; nur von fern hörte sie noch den verhallenden Tritt eines Mannes auf dem Pflaster schallen. Aber was lag da am Boden ein paar Schritte vor ihr? Sie hielt es für ein zusammengefaltetes Tuch und gieng herzu, es aufzuheben. Aber nein — es war ein dicker, schwerer Brief. Sie konnte gut lesen. Beim Schein der nächsten Laterne las sie die Aufschrift: „Herrn Becker u. Comp. Berlin. Enthält 300 Thaler in Kassenanweisungen.“ 300 Thaler hielt sie in der Hand. Sie konnte es kaum fassen. „Der Brief

war sicher auf dem Wege von der Post nach dem Hause des Herrn Becker hin verloren worden. Sie betrachtete und wog dann den Brief noch einmal in der Hand und athmete tief auf. Es legte sich ihr so schwer und bleiern ums Herz. Was waren das für Gedanken, die ihr durch den Kopf schwirrten, die ihr vorstellten, daß Becker u. Comp. so reich seien und 300 Thaler mehr oder weniger ihnen nichts sei — da tönten Schritte und sie verbarg hastig den Brief unter ihr Brusttuch und hielt die Hand darauf; mit der andern zog sie das Tuch tiefer ins Gesicht und eilte nach Hause. Athemlos kam sie dort an und mußte auf der Treppe noch ein paarmal ausruhen, um Luft zu bekommen. Aus ihrem Stübchen drang ihr Licht und die fröhlichen Stimmen der Kinder entgegen. „Denke nur, Mutter! denke nur, das Christkindchen ist Karl begegnet,“ riefen die Mädchen ihr zu, da sie eintrat. „Er ist aber sehr erschrocken, sieh nur, wie blaß er ist.“ In der That — wie blaß sah Karl aus! Sie betrachtete ihn beim schwachen Schein der Lampe. Der Knabe schien ihr größer — seine Züge verändert — und er war so bleich. „Fehlt dir was Karl?“ frug sie beklommen. Aber das Kind warf sich in plötzlicher Bewegung ihr an den Hals und zog sie dann zum Tische. Sie sah es erst jetzt, daß er frisch gescheuert war und mit kleinen Tannenzweigen belegt; in der Mitte aber lag ein geöffnertes Paket, aus dem ein einfaches, gedrucktes Zeug hervorsah, wie sie sich es längst zu einem Kleide gewünscht. „Das hat das Christkindchen für dich gebracht, Mutter!“ sagte er, indem seine Augen über das abgetragene, verwaschene Kleid seiner Mutter hinglitten und sich dann freudig und forschend auf ihre Züge hefteten. Er sah, daß eine Frage auf ihren Lippen schwebte und sich an sie schmiegend, flüsterte er: „Es liegt ein Zettelschen drin, da hab’ ich alles aufgeschrieben, womit ich’s verdient hab’, Mutter.“ Sie konnte nichts erwidern, zog den Knaben nur fester an sich und küßte ihn. Das Papier knitterte leise bei der Bewegung, die sie machte und eine dunkle Blutstiege in ihre Wangen. „Ich muß noch einmal gehen, Kind,“ sagte sie endlich, „ich habe noch was Nöthiges zu besorgen. Bringe die Kleinen schon zu Bett und bete mit ihnen — bete mit ihnen, mein Kind.“ Fragend sah

der Knabe zu ihr auf. Er hatte gedacht, die Mutter werde sich mehr freuen. Sie hatte ja noch nicht einmal den Stoff in die Hand genommen und näher betrachtet. Aber er sah jetzt große Thränen in ihren Augen und über ihre Wangen perlen und schlug davor den Blick wieder nieder. Gewiß war die Mutter traurig, daß sie den Kleinen nichts zu geben hatte! An sich dachte der gute Junge gar nicht. Da sie fort war, nahm er das Lämpchen vom Tisch, um die Schwesterchen zu Bett zu bringen und sein Auge hastete noch einmal mit Wehmuth auf der Bescheerung. Wie lange hatte er sich auf diesen Augenblick gefreut, wie oft sich in Gedanken ausgemalt, was die Mutter wohl sagen, wie sehr sie erstaunen werde! Es war alles mit Pfennigen zusammengespart. Jeden Morgen trug er einen Korb Weißbrot in die Vorstadt. Dafür bekam er etwas. Und wie lange hatte er gerechnet, wann es genug sein würde, ein Kleid dafür zu kaufen. Wenn er so früh mit seinem Korbe daherlief, hatte er weder Kälte noch Hunger gefühlt, denn er dachte immer an das Kleid. Gutes Kind! du ahnst es freilich nicht, welcher Segen es deiner Mutter ist, weißt es nicht, daß dieser Beweis deiner Liebe sie wieder zu sich selbst gebracht und die Gedanken verjagt hat, die, schwarzen Gespenstern gleich, verschleiert das Haupt erhoben und ihre Seele verfinsterten und bedrängten. Weiß sie es ja selber kaum, welche Schlange sich um ihr Herz geringelt hatte und ihr zuflüsterte, — sie schauerte jetzt davor. Der Brief brannte ihr auf der Seele und sie lief mehr, als sie gieng durch die Straßen, das Haus des reichen Banquiers aufzufinden. Da stand sie endlich am Thor. Sie klingelte und lehnte sich dann erschöpft an einen Pfosten. Es dauerte lange, bis sich Schritte vernehmen ließen und die Pforte geöffnet wurde. Im Flur brannte Licht und der Schein der Lampe fiel auf die draußen harrende Gestalt. Der Bediente schüttelte den Kopf. „Ist der Herr zu Hause?“ frug sie schüchtern, „ich habe ihm etwas zu sagen.“ „Glaub's wohl,“ erwiderte er mürrisch, „aber sie kann ihn jetzt nicht sprechen, er ist beschäftigt. Sag' sie mir nur, was sie zu bestellen hat, ich werd's schon ausrichten.“ Sie ließ sich so nicht abweisen. „Ich muß die Bestellung an den Herrn Becker selbst abgeben,“

erwiderte sie, „es geht nicht anders.“ Aus dem Comptoir, das rechts vom Flur an der Straße lag, wurden Stimmen vernehmlich. „Eine schöne Weihnachtbescheerung das!“ sagte Herr Becker, „es ist kein Gedanke daran, das Geld wieder zu bekommen. Das wird wohl längst gut untergebracht sein. Nun, bekannt machen kann man es zum Ueberfluß, aber dann auch gleich damit zur Druckerei. Eine solche Nachlässigkeit kann ich indeß nicht so hingehen lassen. Paul wird wohl seine Stelle darüber verlieren. Man kann ihm ja nichts mehr anvertrauen!“ Unwillkürlich hatte der Bediente gehorcht und die Frau stehen lassen. „Der arme Paul,“ sagte er jetzt, „das wäre hart für ihn. Den Dienst verlieren mitten im Winter — und alles ist so theuer.“ Sie ließ ihn nicht weiter reden. „Laßt mich,“ sagte sie, ihn hastig zurückdrängend, „ich habe den Brief gefunden.“ Damit schritt sie an ihm vorbei und als fürchte sie noch zurückgehalten zu werden, öffnete sie, ohne anzuklopfen die Thür des Bureaus. Erstaunt blickte der Banquier von seinem Pult auf; verwundert richteten die Blicke des Personals sich auf die unerwartet Eindringende.

Bei dem hellen Lampenlicht, das auf ihre Gestalt fiel, war sogleich die Aermlichkeit ihres Anzugs, der bekümmerte und sorgenvolle Ausdruck ihrer Züge ersichtlich und schon runzelten die Brauen des Banquiers sich leicht, als die Arme näher trat und mit mehr Anstand, als er nach ihrem Eintreten von ihr erwartet hätte, frug: „Sind Sie der Herr Becker?“ „Ja wohl,“ sagte er stehend, „was soll das aber?“ „Hier habe ich einen Brief in der R.....gasse gefunden, der wahrscheinlich Ihnen gehört“ und damit zog sie das versiegelte Schreiben hervor und legte es vor ihn auf das Pult hin. Eine Last schien sich ihr von der Brust zu wälzen und sie athmete tief auf, indem sich ihre Blicke noch einmal darauf hefteten. Becker nahm den Brief und betrachtete ihn. Ja, es war der verlorene. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder der Ueberbringerin zu. „Das freut mich,“ murmelte er, „daß in Berlin noch ehrliche Leute gefunden werden, ja ja, es freut mich mehr als das Geld.“ „Wo wohnt Ihr, Frau? wie kam es, daß Ihr den Brief fandet, wer rieth Euch, ihn hierher zu bringen?“ sagte er dann laut zu

ihr. Die erste Frage schien sie überhört zu haben. „Ich war ausgegangen, um — um — sie brach in Thränen aus. Die Gemüthsbewegung der letzten Stunden überwältigte sie. Die Kleinen mit ihren hoffenden, erwartungsvollen Blicken standen vor ihr — die sinnige Liebe ihres ältesten Kindes — der Kampf ihres Herzens — sie war erschöpft, sie konnte jetzt nichts weiter denken. „Habt Ihr Kinder, gute Frau?“ frug der Kaufmann wieder. „Ja wohl, drei, Herr,“ sagte sie, „und heut auf Christabend hatte ich nichts für sie.“ Der Banquier war gerührt. Aber er war keine von den Naturen, die es lieben, ihre Gefühle zu äußern und noch weniger von denen, die ihnen die Zügel schießen lassen. „Wartet einen Augenblick, gute Frau,“ erwiderte er, „ich will Euch jemand mit nach Hause geben!“ Dann gieng er auf den Flur hinaus und rief dem Diener. „Franz,“ sagte er, „begleite diese Frau nach ihrer Wohnung und forsche sie so viel über all ihre Verhältnisse aus, wie nur immer möglich. Dann erkundige Dich auch bei den andern Hausleuten nach ihr — aber mit Vorsicht. Sie wohnt sicher mit vielen in einem Hause. Und noch Eines. Hier sind 5 Thaler. Nimm Dir einen Korb mit und sage ihr, daß ich Dir den Auftrag gegeben habe, etwas zu Weihnachten für ihre Kinder zu kaufen. Frage sie, was sie dafür nehmen will. Sieh wohl zu, ob sie es vernünftig anwendet, hinterbringe mir all ihre Aeußerungen. Hast Du mich nun wohl verstanden?“ „Ganz wohl, Herr,“ erwiderte Franz, einigermaßen erstaunt, daß sein Herr eine solche Theilnahme für eine arme Frau zeigte. Der Banquier gieng wieder hinein. „Mein Diener ist bereit,“ sagte er. „Ihr werdet nach Hause verlangen. Meinen Dank bleib' ich Euch heute schuldig, vergessen werde ich ihn dabei nicht.“ Er fixirte sie scharf, indem er so sprach, aber sie sagte freundlich: „Ich habe ja nur meine Pflicht gethan. Gute Nacht!“ Damit gieng sie und er schaute ihr sinnend nach.

Das Comptoir war geschlossen und seine Insassen nach allen Richtungen hinweg gestoben zu ihren Weihnachtsfreuden. Ohne Christbaum und Geschenke, ohne Näschereien und Punsch ist ja in Berlin der heilige Abend nicht zu denken.

Auch Herrn Becker finden wir in einem mit allem erdenklichen Komfort ausgestatteten Cabinet

an der Seite seiner Gattin wieder. In demselben brannte keine Lampe und der Feuerschein, den die in dem weißen Porzellanofen prasselnden Holzscheite auf den dunklen Teppich warfen, spielte auch in phantastischen Schatten an den Wänden herum. Aus der geöffneten Doppelthüre aber fiel ein helles Licht auf den Divan, auf dem die Beiden ruhten und mit innigem Behagen in den erleuchteten Saal hineinblickten. Der Christbaum war prachtvoll. Die junge Tanne war so schlank und hoch gewachsen, ihr Grün so zart und voll, und zwischen den licht-erstrahlenden Zweigen glitzerte und funkelte manche köstliche Bescheerung. Zu ihren Füßen aber fehlten auch die Krippe und die Schäfchen nicht. Auf dem Boden umher stand und lag noch viel schönes Spielzeug, an dem sich noch soeben strahlende Kinderaugen gefreut hatten.

Sie nahm seine Hand zwischen ihre feinen Finger und sah ihm forschend in die Augen. „Du bist so nachdenklich, Friedrich! hast Du etwas?“ frug sie besorgt. „Nein, durchaus nicht. Es fuhr mir nur in diesem Augenblick durch den Sinn, wie viel arme Menschen in dem großen Berlin heute Abend wohl ohne Christbaum und ohne Freude sein mögen!“ „Ach!“ rief sie, fast unwillig, „wie Du Dir doch jede Freude vergällen kannst. Es geschieht ja so viel für die Armen; weiß ich doch, welche bedeutende Summe Du selbst noch für die Christbescheerung an verschiedene Vereine gezahlt hast. Nun mußt Du auch nicht weiter daran denken. Es müssen ja verschiedene Stände und Verhältnisse in der Welt sein, soll sie bestehen können. Die Armen haben auch ihr Vergnügen und haben manche Last und Sorge weniger als wir, das kannst Du glauben. Hänge doch solchen Gedanken nicht nach; die Welt kann der Einzelne ja doch nicht ändern. Sei heiter, Friedrich, sonst scheinen mir die hellen Lichterchen da drüben dunkel,“ fuhr sie, da er nicht sogleich antwortete, in einem Ton fort, der zärtlich sein sollte; aber es klang doch schon etwas unwillige Ungeduld daraus hervor. Er machte sanft seine Hand aus der Umstrickung der ihren los und sie liebevoll anblickend, sagte er: „Wir waren ja so heiter mit den Kindern. Ich bin es so gern auch stets mit Dir. Aber ängstlich jedem ernstern Gedanken ausweichen, den das Leben uns aufdrängt, das

ist eine Schwäche, der man sich nicht hingeben darf, Emilie." Sie sah ihn groß an, die kleine, verwöhnte Frau. Offenbar war dieser Ton ihr neu. „Du hast Recht," fuhr er fort, „es geschieht viel für die Armen. Die Armen haben auch manchmal ihre Freuden, um die mancher Reiche sie beneiden könnte — darin hast Du auch recht. Aber daß man, wenn man sein Theil gegeben hat, nicht weiter an sie denken soll, darin hast Du nicht Recht, mein Kind, und ich machte mir soeben Vorwürfe, daß ich mich bis jetzt so leicht damit abgefunden, daß ich, weil man mich als hie und da mißbraucht hat, alle für gekommen und unehrlieh gehalten habe. Diesen Abend bin ich durch eine arme Frau belehrt worden, daß ich mich im Unrecht befand." Er erzählte ihr hierauf den Vorfall mit dem Brief, er erzählte ihr auch alles, was ihm von dem gutherzigen Diener mitgetheilt worden war, der es wohl verstanden hatte, sich während des Wegs und ihres gemeinschaftlichen Einkaufs das ganze Zutrauen des nun so glücklichen Mutterherzens zu erwerben. Alles wußte er schon. Von ihren früheren, besseren Tagen, von der langen Krankheit und dem Tod ihres Mannes bis zu der Noth, in die sie jetzt gerathen war. Das Kleid von Karl mit dem Zettelchen und den Tannenzweigen hatte er mit bewundern, die schlafenden Kleinen hatte er sehen müssen, für die er all die schönen Sachen gekauft. Warme Tücher und Handschuhe und Kuchen und Nüsse! Ja, sie schliefen jetzt und träumten vom Christkind, und das hatte für sie gesorgt!

„Siehst Du, Emilie," sagte Herr Becker am Schluß seiner Erzählung, „es geschieht viel für die Armen und doch mag es noch manche geben, die sich heute Abend mit bangem Herzen fragen, wo sie für die Feiertage Brot für ihre Kinder hernehmen sollen."

„Aber ein solches Kind zu haben, wie diese arme Frau, das ist auch ein großes, ein beneidenswerthes Glück, das man mit keinem Reichtum erkaufen kann. Die größten, die wahrhaft beglückenden Güter sich zu erwerben, das hat Gott doch in eines jeden Menschen Hand gelegt. Wenn wir nur mehr daran denken wollten! Wenn ich mich jetzt dieses Kindes annehme, wenn ich zu erforschen suche, wozu es Anlagen hat, thue ich da nicht mehr Gutes, als wenn

ich der Mutter eine Summe in die Hand gebe und sage: Nun laß mich aber auch in Ruhe. — Ja, mein Kind, so haben wir es bis jetzt gemacht," fuhr er fort, als sie etwas erwiedern wollte, „aber wir wollen fortan anders handeln. Nicht nur die Hand, auch das Herz soll für die Noth und Bedrängniß unserer Mitmenschen offen sein." „Aber, Friedrich," sagte die hübsche Frau zaghaft, „man kann doch beim besten Willen nicht immer die Verhältnisse dieser Leute erforschen und sich um sie kümmern; ich wüßte wenigstens nicht, wo ich die Zeit und das Geschick dazu hernehmen sollte. Ach, Du hast keine Ahnung, wie beschäftigt ich stets bin." Sein Blick streifte lächelnd die elegante Toilette seiner Frau. „Ich weiß Kind, gewiß," sagte er dann in ernsthaftem, gläubigem Ton. „Ich dachte auch hauptsächlich an mich. Du hast genug an Deinen Pflichten als Frau und Mutter und wie sorgsam Du hierin bist, das weiß ich ja. Du thust auch genug, wenn Du unsern Kindern Theilnahme und Mitleid für das Geschick anderer einflößest und sie lehrst, so liebevoll gegen ihre Eltern sein, wie dieser arme Knabe gegen seine Mutter ist." Der Banquier stand bei den letzten Worten auf und trat in den Saal, anscheinend um die Christgeschenke noch einmal zu betrachten; in der That aber wollte er seiner Frau Zeit lassen, ein wenig über seine Rede nachzudenken. Er fühlte, daß er nicht erwarten dürfte, daß seine Vorstellungen sogleich Wurzel bei ihr faßten; hatte er doch sonst nie so ernst zu ihr gesprochen. Ja, sie war ein gutherziges, aber ein verwöhntes Weltkind, seine Frau, und da er jetzt noch einmal all den kostbaren Tand betrachtete, den er für sie an den Christbaum gehängt, trat der Gedanke vor seine Seele: „Hast du sie nicht vor allen und mehr als billig, in dieser Richtung bestärkt?" — Die Menschenseele wird zuweilen von göttlichen Lichtstrahlen der Gnade erhellt, die ihr die Flecken und Schatten des Herzens zeigen. Aber wie oft schließen wir, wie geblendet, die Augen und tappen im Dunkeln weiter. Doch wer stillsteht auf seinem Wege und den Blick zum Himmel hebt, für den blühen bald süßduftende Blumen aus Dornen auf, das Dunkel seines Pfades erhellt sich und er wandelt selbst durch die Finsternisse und die Schatten

des Todes wie ein Kind an der Hand seines Vaters. — Da der Banquier vorsichtig die schönen Schmucksachen wieder an ihre Stelle hieng, gelobte er sich in seinem Herzen, die guten Vorsätze dieses Christabends nie zu vergessen und fortan bei den Seinen auch für jene Kleinode Sorge zu tragen, welche die Seele schmücken.

Jahre sind seitdem hingegangen. Karl versteht eine bedeutende Stelle auf dem Comptoir des Herrn Becker und er besitzt in hohem Grade das Vertrauen seines Herrn. In der Nähe des

Thiergartens wohnen Mutter und Schwestern in einer zwar bescheidenen, aber lustigen und hübschen Wohnung und nach vollbrachtem Tagewerk eilt der fleißige Jüngling dorthin. An jedem Weihnachtsabend aber, wenn ihre Kinder freudestrahlend den kleinen Baum umstehen, den sie ihnen noch immer heimlich aufputzt, da denkt sie jener Stunde, die so dunkel war und die Gott ihr in Segen gewandelt durch ihr Kind, und ein demüthiges Dankgebet steigt aus ihrem Herzen zum Himmel empor.

Das Unglück in Böhmen.

Wie die Jahre 1870 und 1871 unvergeßlich sein werden wegen des Krieges zwischen den Deutschen und den Franzosen, so das Jahr 1872 wegen der vielen Verheerungen durch Hagel, Blitz, Sturm und Regengüsse. Auch unser Kanton hat seinen Theil davon bekommen, doch will alles, wovon wir zu erzählen wissen, nichts sagen gegen die Erlebnisse und Schädigungen in andern Ländern, namentlich in Böhmen. Hier haben in der That schauerliche, haarsträubende Naturereignisse stattgefunden, wovon wir dem Leser des Appenzeller Kalenders einige Kunde geben wollen, an der Hand von Berichterstattungen in Tagesblättern, die wir zum Theil wörtlich wiedergeben.

Eine wild aufgethürmte, blauschwarze Wolkenmasse verfinsterte am 25. Mai 1872 den Himmel über Böhmen. Die Vögel flogen, ein furchtbares Unwetter ahnend, ängstlich über die wogenden Kornfelder hinweg oder verbargen sich unter den dicken, schützenden Strohdächern der Dorfhäuser. Eilig zogen die Landleute vom Feld heim, um in ihren Häusern den Ausgang des Unwetters abzuwarten, denn daß die Wolken sich nicht verziehen würden, das erkannten sie aus der dichtgeballten Masse und dunkeln Farbe derselben. Es war nachmittags 2 Uhr. Kurze Windstöße unterbrachen die unheimliche Stille. Bald steigerte sich der Wind zu rasender Heftigkeit, bis der wildeste Sturm ausbrach, den grelle Blitze und dröhnender Donner begleiteten. Die halbreifen Aehren zu Boden werfend, eilte der Sturm wild über die Felder. Da öffneten sich die Wolken. Dichter Hagel prasselte herab,

dessen Stücke die Größe von Hühnereiern übertrafen, bald darauf brachen die Wolken, welche die schweren Regenmassen nicht länger zu ertragen vermochten; flutartig strömten nun stundenlang die Wassermassen herab und verbreiteten an vielen Orten Entsetzen, Verderben und Tod.

Derjenige Theil Böhmens, dieses so gesegneten Staates des Kaiserthums Oesterreich, welcher am schrecklichsten gelitten hat, ist das Gebiet zwischen Böhmerwald, Beraun, Elbe und Erzgebirge, die fruchtbaren Thäler der Moldau, der Beraune und des Goldbachs, welche sonst so ruhig fließenden Gewässer in Folge der furchtbaren Regengüsse sich in verheerende Ströme verwandelten, die ihre vernichtenden Fluten über ganze Ortschaften und zahllose Felder wälzten und nach ihrem Zurücktreten eine unbeschreibliche Zerstörung hinterließen, und was das Traurigste ist, in Zeit weniger Stunden auch viele Menschenleben in ihren Wogen begruben. Hunderte, von den tödtlichen Fluten nächtlicherweile im Schlaf überrascht, fanden den Tod im Wasser und Tausende, die sich retten konnten, standen am trüben Morgen des 26. Mai jammernd und händeringend vor ihren eingestürzten Wohnungen, ihrem verwüsteten Grund und Boden, vor den hochgehenden Wogen, die all ihr Hab und Gut verschlungen und mit sich fortgerissen hatten, und mischten ihre Thränen mit der unbarmherzigen Flut. In dieser Schreckensnacht fanden in Böhmen so herzerreißende, markerschütternde Heimsuchungen statt, wie sie nur je Menschen getroffen haben.

In Prag, der Hauptstadt Böhmens, lief